

INTERDISZIPLINÄRE GESCHLECHTERFORSCHUNG – NICHT FACHDISZIPLIN, SONDERN PERSPEKTIVE

Eva Labowicz

Die interdisziplinäre Geschlechterforschung nahm ihren Ausgang von der Frauenforschung. Das Interesse an einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Lebenszusammenhängen von Frauen und frauenspezifischen Fragestellungen entstand im Zuge der Neuen Frauenbewegung der 60er und 70er Jahre des 20. Jahrhunderts, die die Unsichtbarkeit und Unterordnung von Frauen in der Gesellschaft in Frage gestellt hatte. Vor dem Hintergrund der scheinbaren Geschichtslosigkeit und der unerforschten Lebenssituationen von Frauen in Geschichte und Gegenwart etablierten sich in außeruniversitären wie universitären Kreisen zunächst in verschiedensten Fachdisziplinen Forschungskontexte, die es sich je nach Fachrichtung eher zur Aufgabe machten, die Praktiken der Diskriminierung und Chancengleichheit von Frauen in der Gegenwart aufzuspüren und zu erklären, alternative Formen der Geschlechterverhältnisse und entsprechende Strategien der Veränderung zu entwerfen – hier waren die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften gefordert –, oder aber die geschichtliche Genese der Ungleichbehandlung der Frauen von der Gegenwart aus zurück zu verfolgen und zu entschlüsseln – dies war Aufgabe der Geschichts- und Kulturwissenschaften.

UNIVERSITÄRE FRAUENFORSCHUNG IN DEN USA UND EUROPA

In den Vereinigten Staaten wurde die Notwendigkeit einer wissenschaftlich institutionalisierten Erforschung weiblicher Lebenssituationen bereits Ende der 60er Jahre gesehen. Ziel jeder Art von Frauenforschung sollte es sein, die „Asymmetrien“ des Geschlechterverhältnisses zu beleuchten, die spezifischen Mechanismen von Herrschaft und Macht zu analysieren und zugleich die an männlichen Maßstäben und Werten orientierte Forschung bewusst zu machen und mit neuen Konzepten zu erweitern. Frauenforschung sollte Selbstvergewisserung und kritische Bestandsaufnahme, Skepsis und Kritikfähigkeit an vorherrschenden Traditionen der Wissenschaftsdisziplinen und zugleich Suche nach neuen Fragestellungen und wissenschaftlichen Methoden zur angemessenen Untersuchung der Lebensbedingungen von Frauen sein. Bereits ab 1969 und vermehrt um die Mitte der 70er Jahre waren in den USA „Women's Studies“ in Universitäten, Colleges oder Weiterbildungsinstituten durch eigene Studiengänge, Forschungsprogramme oder Curricula verankert. Eine ähnliche Entwicklung setzte in Frankreich und England in den ausgehenden 70er Jahren, in Deutschland erst vermehrt seit der Mitte der 80er Jahre ein.

Wissenschaftlich-universitäre Frauenforschung war in Europa und Amerika von ihrer Konzeption und ihren Anliegen her nicht disziplinengebunden, also keine neue Fachdisziplin im eigentlichen Sinne, sondern sollte quer durch alle Disziplinen betrieben werden. Sie zielte darauf ab, durch ihre Erkenntnisse den Blickwin-

kel aller Fachdisziplinen zu verändern, war ihrem Selbstverständnis nach also eine neue Perspektivierung von Wissenschaft und genuin dazu angelegt, interdisziplinär zu arbeiten, wie dies die Women's Studies und die Studiengänge zur „Interdisziplinären Frauen- und Genderforschung“ bis heute tun. Frauenforschung hatte in dieser ersten Phase den Anspruch, die Welt aus einer neuen, bislang verschütteten oder verdrängten frauenspezifischen Perspektive zu untersuchen, beinhaltete damit eine im Wissenschaftskontext ideologiekritische Perspektive und eine kritische Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der Wissenschaft und auch damit, wie diese Ergebnisse gewonnen wurden. Zunehmend wurde sichtbar, dass das aus einer männlichen Wissenschaftsperspektive und über den Werkzeug- und Methodengebrauch von männlichen Wissenschaftlern entstandene Wissen keineswegs objektiv und wertfrei entdeckte ‚Wahrheit‘, sondern ein Konstrukt nach den Interessen ihrer Hersteller war.

Die unter dem Stichwort „Androzentrismus“ zusammengefasste Auseinandersetzung mit dem vorgefundenen „Male-Main-Stream“ in den Wissenschaften war der zweite Schritt in der Auseinandersetzung der Frauenforschung mit Forschung, Lehre und Wissen. Die kritische Reflexion der wissenschaftstheoretischen Fundamente und die Einsicht, dass bisheriger Methoden- und Theorieumgang dazu geführt hatten, wissenschaftliche Reflexionen zur Situation der Frauen und zugleich Frauen als Wissenschaftlerinnen auszublenden, implizierte die Suche nach neuen Wissenschaftskonzepten, Fragestellungen und Methoden. Dabei ging die Frauenforschung der

70er und 80er Jahre von mehreren Paradigmen und Positionen aus:

1. Frauen und Männer seien gleichermaßen als aktiv Mitwirkende bei der Formierung der Gesellschaft zu begreifen. Frauen müssten daher als Subjekte sichtbar gemacht werden und gingen nicht, wie dies bisher geschehen sei, in allgemeinen Begriffen wie Gesellschaft, Staat, Familie oder Menschheit auf. Als gestaltende Subjekte bildeten sie selbständige und unabhängige Denk- und Handlungsmuster im Alltäglichen wie im Außergewöhnlichen aus. Frauen aller Klassen und Rassen habe man als Forschungsgegenstand jedoch aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit in der wissenschaftlichen Betrachtung außer acht gelassen.

2. Frauen machten die Hälfte der Menschheit aus. Als Gruppe seien sie nur einer anderen Gruppe vergleichbar: der der Männer. Sie seien weder Nebenexistenzen, Anhängsel noch Abweichler oder Minoritäten, was bedeute, dass die Wissenschaft, die bisher männliche Erfahrungen, Sichtweisen, Bewertungen, Handlungen und Denkweisen als repräsentativ für die Gesamtgesellschaft ausbebe, damit also den Mann mit Gesellschaft, Menschheit, Staat, Volk, Familie, Stamm, Demokratie, Recht oder Politik gleichsetze und als geistige und biologische ‚Norminheit‘ betrachte, nur die Hälfte für das Ganze halte. Sie liefere damit eine verzerrte, segmentierte Darstellung, wobei die vorherrschenden konzeptionellen Strategien, Theorien und Methoden eine adäquate Beschäftigung mit den weiblichen Akteurinnen oder deren Einbezug versperrten, deren Sichtweisen entweder verfälscht, verengt oder ausgeblendet würden, deren Eigenarten entweder nur als defizitär, marginal oder gemessen am männlichen Maßstab untersucht würden. Zur Richtigstellung dieser Eindimensionalität reiche eine einfache Ergänzung durch den Begriff „Frau“ jedoch nicht aus.

3. Frauen und Männer hätten biologisch ein unterschiedliches Geschlecht. Die Bedeutungen und Werte, die Festschreibungen und Urteile, die mit diesem Unterschied einhergingen und gesellschaftlich produziert wie reproduziert würden, seien jedoch Ergebnisse kultureller und historischer Prozesse, nämlich von Geschlechterdefinitionen und Rollenzuweisungen. Diese gelte es mittels eines umfassenden Programms der Wissenschaftskritik und methodischen Neukonzeption aufzufinden und zu analysieren:

Alle Disziplinen sollten entlang dieser Paradigmen neu durchdacht und in ihrem gesamten Umfang kritisch durchleuchtet werden. Methoden und Theorien sollten daraufhin untersucht werden, ob sie partikulare Züge aufwiesen, ob sie mit der Menschenwürde der Frauen vereinbar seien und ob sie das als essentiell eingestufte Verhältnis der Geschlechter explizit thematisierten. Ein erster Schritt galt der Überprüfung von Theorien zur Geschlechterdifferenz, hier speziell von Erklärungsmodellen, die entweder patriarchale Denkweisen adaptierten oder solchen, die misogynen Überlegungen transportierten. Dieser

Durchleuchtungsarbeit widmeten sich viele Forscherinnen der ersten Generation, nicht ohne selbst neue theoretische Ansätze an die Stelle der alten zu setzen, vor allem aber im Hinblick darauf, dass die wissenschaftliche Nicht-Reflektiertheit von Geschlechterstereotypen das populäre Alltagswissen über die Geschlechtsunterschiede stütze und unter dem Diktum der Wissenschaftlichkeit absichere. Ging es den Forscherinnen in den Geistes- und Sozialwissenschaften bei ihrer methodischen Kritik weniger um die Verfahrensweisen selbst als um die ohne explizite Sichtbarmachung der Perspektivierung daraus abgeleiteten Bedeutungsqualifikationen und normengeleiteten Interpretationen, so kritisierten Naturwissenschaftlerinnen sowohl fehlende methodische Objektivität als auch die wertenden Verfahrensweisen der experimentellen Forschung zur Ermittlung von Ergebnissen. Naturwissenschaftliche Aussagen mit Universalitätsanspruch, so das Ergebnis, bezögen sich in vielen Fällen nur auf Männer als den vorausgesetzten Repräsentanten von Menschheit oder Gesellschaft. So ließ sich für die empirische Forschung am Menschen – von der Psychologie über die Soziologie bis zur Pharmazie – feststellen, dass als allgemeingültig präsentierte Ergebnisse in der Mehrzahl ausschließlich auf Experimenten mit männlichen Versuchspersonen basierten.

Eine zweite Aufgabe von Wissenschaftskritik lag in der Überprüfung des Gebrauchs dualistischer Konzeptionen des Geschlechterverhältnisses, etwa Natur/Kultur, privat/öffentlich, innen/außen, Emotio/Ratio. Hier war das Anliegen, die „Naturalisierung“ und „Biologisierung“, d. h. die Selbstverschleierung des Konstruktionscharakters solcher dualistischer Modelle zu enttarnen. Angestrebt wurde mit der Wissenschaftskritik an Theorien, Methoden wie Kategorien der Nachweis, dass Wissenschaft sich ihrem Ideal der Objektivität nur durch kritische Selbstläuterung und den Einbezug der „ganzen Menschheit“ nähern könne. Schließlich forderte die Frauenforschung eine konzeptionelle Neuorientierung bezüglich der wissenschaftlichen Erkenntnisse zum weiblichen Lebenszusammenhang. Ausgegangen wurde von der Tatsache, dass die Menschen-, Sach-, Raum- und Zeiterfahrung von Männern zu keiner Zeit identisch mit der von Frauen gewesen sein könne („separate sphere“-Ansatz). Dazu bot sich die erstmalige Erschließung von weiblichen Lebens- und Erfahrungsräumen, Denk- und Verhaltensweisen als wesentlichen Faktoren gesellschaftlicher, historischer oder kultureller Repräsentation und Entwicklung an. Zugewinne versprach man sich hier durch Abbau von Wissensdefiziten im jeweiligen Forschungsgebiet und durch Schließen von Wissenslücken mittels Basisforschung. Über die Erschließung neuer Inhalte sollten wiederum neue konzeptionelle Forschungsstrategien intendiert werden, denn erst sie würden eine angemessene Berücksichtigung oder Untersuchung des Forschungsgegenstandes „Frauen“ überhaupt ermöglichen – bislang hatte man etwa in den Geistes-, Sozial- und Kulturwis-

senschaften weibliche Lebenszusammenhänge mangels angemessenerer Verfahren mit den Methoden der Minoritätenforschung (!) untersucht. Zum anderen sollte zugleich mit der Präsentation neuer Inhalte und Methoden die Kategorisierung und Hierarchisierung des Bedeutsamen oder Untersuchungswürdigen einer Fachdisziplin hinterfragt werden.

VON DER FRAUENFORSCHUNG ZUR GESCHLECHTERFORSCHUNG

Die universitäre Frauenforschung hat in mehrfacher Weise auf den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess Einfluss genommen und bislang weit mehr in den Geistes- und Sozialwissenschaften als in den Naturwissenschaften einen Prozess der Selbstreflexion und des Umdenkens eingeleitet sowie vielfältige neue Erkenntnisse zur Geschichte und Gegenwart weiblicher Lebenszusammenhänge zu Tage gefördert. Die Einsicht, dass es nicht genüge, Frauen, ihre Erfahrungen und Handlungsweisen losgelöst vom gesellschaftlichen, politischen oder kulturellen Kontext in separierten Frauenbereichen zu untersuchen, beförderte längerfristig aber auch die Entwicklung von der Frauen- zur Geschlechterforschung ab den 90er Jahren. Die Frauenforschung begann sich für die Kategorie Geschlecht, d. h. nicht nur für das männliche und weibliche Geschlecht in einer Gegenüberstellung, sondern für das Geschlechterverhältnis zu interessieren. Die konsequente Fortführung dieser Überlegung ergab einmal, dass analog zur Frage nach den Frauen auch die nach den Männern als Angehörigen eines Geschlechts gestellt werden müsse. Wieder ging es darum, die Richtung des wissenschaftlichen Blickes interdisziplinär zu verändern, indem „Geschlecht“ als eine wissenschaftliche Grundkategorie in den Forschungskanon aller Fachbereiche aufzunehmen sei.

Die heutige Geschlechterforschung, die weniger die politischen Ambitionen, wohl aber die Theorien und Methoden der Frauenforschung übernahm, definiert die Geschlechtszugehörigkeit und die Beziehung der Angehörigen verschiedener Geschlechter zueinander als soziale, politische und kulturelle Größen und nicht als „ursprüngliche“, „naturegebene“, wesenhafte und unveränderbare Bestimmungen. Damit soll selbstverständlich die biologische Differenz nicht gelehnet werden, doch wird mit der Einbeziehung der Analyseeinheit „Geschlecht“ als einer kulturellen, sozialen und historischen Dimension die Wandelbarkeit der gesellschaftlichen Interpretation von Weiblichkeit und Männlichkeit mitbedacht. Geschlecht als biologische, aber vor allem als kulturelle Zuordnung, stellt nicht nur ein grundlegendes Strukturierungsprinzip moderner Gesellschaften dar, sondern beinhaltet ebenso die Dynamik in den Geschlechterverhältnissen und Geschlechterdifferenzen. Dabei bildet der Begriff „Geschlecht“ (engl. „gender“) innerhalb des Ansatzes der Geschlechter- bzw. Genderforschung sowohl einen Arbeitsbegriff als auch eine wissenschaftliche Kategorie und Perspektive auf Wissenschaft. „Gender als Grundlage der alltäglichen Verrich-

tungen ist so normal“, schreibt *Judith Lorber* in ihrer 1999 erschienenen Abhandlung über „Gender-Paradoxien“, „dass eine Infragestellung seiner von uns für selbstverständlich gehaltenen Annahmen und Voraussetzungen etwa so ist, als würden wir darüber nachdenken, ob die Sonne wohl aufgeht. Gender ist so allgegenwärtig, dass wir es in unserer Gesellschaft für genetisch bedingt halten. Dass Gender ständig in der menschlichen Interaktion, aus dem sozialen Leben heraus geschaffen und wiedergeschaffen wird und der Stoff und die Ordnung dieses sozialen Lebens ist, erscheint den meisten Menschen kaum glaublich. Und doch ist Gender genauso etwas vom Menschen Produziertes wie die Kultur und genau wie diese darauf angewiesen, das jede und jeder ständig „gender macht“ – „doing gender“ oder „gendering“ /1/.

Eigene Forschungsinteressen

Die Frauen- und Geschlechtergeschichte stellt in Verbindung mit der Kulturgeschichte einen Schwerpunkt der Forschungsarbeiten von Prof. Eva Labouvie dar. So setzte sie sich in ihrer 1995 mit dem Heinz-Maier-Leibnitz-Förderpreis des Bundesministers für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie ausgezeichneten Promotion zum Thema *Hexenglaube, Hexenverfolgung und Volksmagie* als erste deutsche Wissenschaftlerin mit der Genese eines populären Magie- und Hexenglaubens und einer auf seiner Grundlage entstandenen Inquisition „von unten“ auseinander (Zauberei und Hexenwerk. Ländlicher Hexenglaube in der frühen Neuzeit, 1991, 2. Aufl. 1993, Fischer-TB; Verbotene Künste. Volksmagie und ländlicher Aberglaube in den Dorfgemeinden des Saarraumes, 1992). Ihre 1997 verfasste Habilitation zu einer „Kulturgeschichte der Geburt“, zur Professionalisierung der Geburtshilfe und einer weiblichen Kultur vom 16. bis 20. Jahrhundert (Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt, 1998, 2. Aufl. 2000, Böhlau; Beistand in Kindsnöten, 1999, Campus) verfolgt erstmals sowohl den Prozess der Medikalisierung und medizinischen Professionalisierung der Geburtshilfe als auch den mentalen Wandel um das Geburtsereignis als Ritual und Hilfs- wie Festgemeinschaft der Frauen im kulturhistorischen Vergleich vom 16. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert. Neben Forschungen zu Kindsmord und nichtehelichen Geburten, geistlichen Konkubinaten, Firmengründerinnen und Unternehmerinnen, Frauen im Monopol- und Großhandel, in der Eisenhütten- und Glasindustrie, zu kollektiven Formen weiblichen Widerstands und politischer Partizipation, geschlechtsspezifischer Kommunikation und Wissensaneignung, Imaginationen des Männlichen und Weiblichen, den Erfahrungen von Frauen und Männern mit Gewalt, Epidemien, der Wissenschaft, der richterlichen Gewalt oder dem eigenen Körper und den Emotionen hegt die Wissenschaftlerin ein besonderes Interesse für die Schnittstellen von Wissenschafts- und Geschlechtergeschichte, von Deutungs- und Praxissystemen. Ihre Antrittsvorlesung hielt sie im Oktober 2004 zum Thema: „Himmelskörper – Menschenkörper – Frauenkörper: Die Ordnung des Kosmos und die Verortung der Geschlechter in den Wissenschaften des 16. bis 19. Jahrhunderts“.

Das Gender-Konzept richtet sich in erster Linie gegen die Reduzierung der Geschlechtsunterschiede auf die menschliche Biologie und betont demgegenüber die sozialen und kulturellen Qualitäten dieser Unterscheidungen. Immer deutlicher wurde erkannt, dass es sich bei den Konnotationen zu Begriffen wie Geschlecht, Geschlechtlichkeit, Mann und Frau um Zuschreibungen und Konstruktionen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts handelte /2/, oder dass gar Umschreibungen aus ethnozentrischer Sicht in die Forschung eingeflossen waren, dass es sich im Hinblick auf die realen Verhältnisse jedoch um eine variable, historisch und kulturell höchst unterschiedlich besetzte Terminologie handelte. Da der Begriff „Geschlecht-

lichkeit“ bis dahin entweder mit diesen alten dichotomischen Stereotypen für Männer (= Ratio, außen, Kultur) und Frauen (= Emotio, innen, Natur) zusammenfiel oder aber als biologische Kategorie, die auf Zellplasma, Gene und Hormone verwies, gedeutet wurde, war eine neue kulturalistische Definition des „Gender“-Begriffes notwendig geworden. Die Soziologin *Ann Oakley* war die erste, die schon in den beginnenden 70er Jahren

chen und Männlichen, also über Geschlechterrollen und -bilder, möglich. Zugleich beschreibt der Begriff aber als **soziokulturelle Kategorie** auch das Resultat bzw. die Folgen dieser sozial und historisch wandelbaren Zuschreibungen für die reale Existenz von Frauen und Männern. Geschlecht als soziokulturelle Kategorie anzuwenden, heißt Abschied nehmen von der Vorstellung, es sei von biologischen Gegebenheiten abhängig, wie Frauen und Männer leben, bedeutet aber ebenso, den weiblichen Körper, Sexualität, die Organe, Gebären oder Mutterschaft nicht mehr als Biologie im Sinne eines Wertbegriffes zu verstehen, der zugleich anthropologische Konnotationen von Natürlichkeit, Ursprünglichkeit und Wesenhaftigkeit einschließt. Was Geschlecht impliziert, ist vielmehr abhängig vom jeweiligen sozialen und kulturellen Kontext, oder anders: Geschlecht entsteht überhaupt erst im sozialen und kulturellen Kontext einer jeweiligen Zeit.

Geschlecht als eine **analytische Kategorie** zu begreifen, heißt einzubeziehen, dass der Wandel des sozialen und kulturellen Kontextes auch zum Wandel der Bedeutung von Geschlechtlichkeit und von Rollenvorstellungen führt. Da die Geschlechtszugehörigkeit selbst ein konstitutives Element im System der sozialen Beziehungen darstellt, beruhen gesellschaftliche Symbole, normative Konzepte, politische und wirtschaftliche Prozesse, subjektive Identitäten und selbst wissenschaftliche Systeme auf kulturell und historisch unterschiedlichen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit – und reproduzieren sie. Geschlecht als analytische Kategorie zu begreifen, bedeutet ebenfalls, sich konkret mit einem komplexen Geflecht von Beziehungen auseinander zu setzen, d. h., die bislang nicht untersuchten Beziehungen zwischen Menschen bzw. Menschengruppen, die Bezogenheiten zwischen Frauen und Männern, zwischen Frauen und zwischen Männern als kulturelle, soziale, politische und historische Bedingtheiten und nicht als biologische Gegebenheiten zu analysieren. Dies ist um so entscheidender, als die analytische Kategorie „Geschlecht“ oder „Gender“ ein grundlegendes gesellschaftliches Organisationsprinzip kennzeichnet, konstitutiver Bestandteil von sozialen Beziehungen ist, auf allgemein angenommenen Geschlechtsunterschieden basiert und ein zentrales Kennzeichen von Machtverhältnissen beinhaltet.

Die Entschlüsselung der Gender-Konstrukte, die Rekonstruktion oder Dekonstruktion dessen, was Männlichkeit und Weiblichkeit in einem bestimmten historischen, sozialen, politischen, gesellschaftlichen oder wissenschaftlichen Kontext ausmacht, wie sie entstanden sind und wo bzw. wie sie wirken und sich auswirken, stellt die methodisch schwierige Aufgabe der Geschlechterforschung dar. Dabei rückt die Geschlechterforschung statt der früheren Annahme eines weiblich-körperlich-häuslichen und eines männlich-rational-geistig-öffentlichen Verhaftetseins in einer unumstößlichen und universellen Biologie oder „Natur“ den Aspekt der Kultur und seine Variabilität in den Vordergrund. Geschlecht wird als eine

Forschungsprojekte, Tagungen, Ausstellungen

Im Rahmen ihrer umfangreichen Forschungen zur Kultur-, Sozial-, Frauen- und Geschlechtergeschichte hat Prof. Dr. Eva Labouvie in den beiden Jahren ihrer Tätigkeit am Institut für Geschichte der Otto-von-Guericke-Universität zahlreiche Projekte und Veranstaltungen initiiert und durchgeführt. Im interdisziplinären Forschungsprojekt „Leben in der Stadt. Eine Kultur- und Geschlechtergeschichte Magdeburgs“, von 2002 bis 2004 gefördert durch Forschungsmittel des Landes Sachsen-Anhalt, war es Anliegen, über einen wissenschaftlichen Fachkreis hinaus neue innovative Impulse für die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit der Region Sachsen-Anhalt und der Landeshauptstadt durch erstmaligen Einbezug von Theorien und Methoden der Kultur- und Geschlechterforschung zu setzen. Im Herbst 2004 erschien ein gleichnamiger Buchband zum 1200-jährigen Stadtjubiläum Magdeburgs, ab der Jahresmitte 2005 ist eine Wanderausstellung zu „Leben in der Stadt“ geplant. Das im November 2004 begonnene Forschungsprojekt „Im Schatten. Frauengeschichte zwischen Altmark und Unstruttal“ möchte über die Stellung und die Lebenswege von Frauen in Sachsen-Anhalt vom Mittelalter bis in die Gegenwart informieren und nicht nur ein regionales weibliches Bewusstsein, sondern auch ein Bewusstsein für die Belange der Gleichberechtigung von Frauen und Männern in der Region stärken. Professor Labouvie kooperiert hierbei mit dem Projekt „FrauenOrte“ des Landes Sachsen-Anhalt; mit der Landeshauptstadt Magdeburg kam eine Kooperation durch Übernahme des von der Stadt aufgebauten „Frauendokumentationszentrums“ zustande, das im Dezember 2002 vom Institut für Geschichte der Universität Magdeburg übernommen wurde. Für das Stadtjubiläum ist eine gemeinsame Vortragsreihe zur Präsenz von Frauen in Geschichte und Gegenwart der Landeshauptstadt angelaufen.

Nummehr im zweiten Jahr veranstaltete die Magdeburger Wissenschaftlerin, die seit 2002 Koordinatorin des „Arbeitskreises Historische Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland“ für alle neuen Bundesländer und seit 1995 deutsche Vertreterin im weltweiten Dachverband der „International Federation for Research in Women's History“ ist, eine „Interdisziplinäre Konferenz zur Frauen- und Geschlechterforschung in Sachsen-Anhalt“: 2003 zum Thema „Ökonomien des Lebens“ (Band erschienen im LIT-Verlag), 2004 zu „Geschlecht und Gesundheit“, beides Themen, die über die Fakultätsgrenzen hinaus Diskussionen zu aktuellen wirtschaftlichen und salutogenetischen Debatten anregten. Mit der Tagung „Pionierinnen, Wissenschaftlerinnen, Kämpferinnen: Dorothea Erxleben und die weibliche Seite der (Natur-)Wissenschaften“, der Podiumsdiskussion: „Frauenforschung – Frauenförderung: Wie männlich ist die Wissenschaft?“ und einer Ausstellung zum Ärztinnenberuf erinnerte Professor Labouvie im Frühjahr und Sommer 2004 zusammen mit PD Dr. Eva Brinkschulte von der Medizinischen Fakultät an das 250-jährige Doktorjubiläum von Dorothea Christiane Erxleben, jener ersten in Deutschland mit dem Dokortitel versehenen Frau, nach welcher die von der Otto-von-Guericke-Universität jungen Wissenschaftlerinnen verliehene Dorothea-Erxleben-Gastprofessur benannt ist.

eine Unterscheidung in „Sex“ und „Gender“ vorgeschlagen hatte, indem sie „Sex“ als das biologische Geschlecht, und „Gender“ als ein kulturelles Geschlecht bzw. eine kulturelle Konstruktion des Geschlechts, definierte /3/.

Im Konzept der Genderforschung beinhaltet Gender damit sowohl eine soziokulturelle wie eine analytische Kategorie. Über den Begriff „Gender“ als Analysekategorie sind Einsichten in die kulturellen Bedingtheiten von Definitionen des Weibli-

der grundlegenden Kategorien betrachtet, mit welcher sich Gesellschaften eine Ordnung geben. Gesellschaften interpretieren dabei aber den biologischen Geschlechtsunterschied so, dass er für Männer und Frauen zu einer sozialen Wirklichkeit wird – etwa für die Zuschreibung von Tätigkeiten, Eigenschaften, Räumen, Berufen, Handlungsmöglichkeiten, Machtressourcen oder Verhaltensspielräumen. „Gender“, so drückt es *Judith Lorber* aus, sei eine „menschliche Erfindung“ ähnlich der Sprache, der Religion oder den Verwandtschaftsbeziehungen“, erfunden zum Zweck der Zuweisung von Rechten und Pflichten in „Gender-Normen“ und der Markierung sozialer Unterschiede in „Gender“-Ordnungen“ /4/.

„DOING GENDER“ ODER „GENDERING“

Gender ist damit zum einen ein individueller Prozess des Lernens und Erlernens, der den individuellen Status und die Identität einer Person prägt, andererseits ein in Kultur und Gesellschaft vorhandenes Schichtungssystem, das der Organisation und Ordnung sowie der Orientierung dient und über Normen und Erwartungen, Anerkennung und Bestrafung funktioniert. „Gender“ als gesellschaftliches Schichtungssystem und individueller Lernprozess umfasst dabei:

1. die normativen, jedem „Gender“-Angehörigen jeweils zugeschriebenen Muster des sexuellen Begehrens und Verhaltens;
2. die vergeschlechtlichten Persönlichkeitsmerkmale, die den durch „Gender“-Normen geregelten Empfindungs- und Verhaltensmustern der Angehörigen eines bestimmten „Genders“ entsprechen; durch die sozialen Erwartungen der anderen werden diese Normen in direkter Interaktion immer wieder neu bestätigt;
3. die vergeschlechtlichte soziale Kontrolle, die konformes Verhalten durch Bestätigung und Belohnung, nonkonformes Verhalten durch Stigmatisierung, soziale Isolation oder medizinische Behandlung sanktioniert;
4. „Gender“-Ideologien, die die jeweiligen Ausprägungen und Bewertungen rechtfertigen und Kritik schon dadurch unterbinden, dass sie diesen Bewertungen den Anschein des Normalen und Natürlichen geben;
5. eine individuelle „Gender“-Identität des Individuums, die es z. B. als Arbeitskraft, sexuelle(r) Partner(in) und Familienmitglied handeln lässt;
6. vergeschlechtlichte Prozesse des Lernens und der sozialen Praktiken, über die eine Person lernt oder sich anleiten lässt, ein „gender“-angemessenes Verhalten aktiv in Beziehung zu anderen umzusetzen (= „doing gender“);
7. eine „Gender“-Selbstdarstellung durch Kleidung, Kosmetik, Schmuck, Körpermerkmale, Gestik, die den jeweiligen Identitäten und Überzeugungen entspricht und sie unterstreicht.

Dem deutschen Begriff „Geschlecht“ entsprechen nun im angelsächsischen Sprachraum die zwei Begriffe „Sex“ und „Gender“. Während in der

heutigen Forschungsdiskussion der Begriff „Sex“ stärker biologisch, anatomisch-physiologisch oder physisch-materiell konnotiert wird, ist „Gender“ der Bedeutungsträger der sozialen und kulturellen Komponenten. Während also „Sex“ die Zugehörigkeit zu einem biologischen Geschlecht und einem physiologisch weiblichen oder männlichen Körper bezeichnet, ist „Gender“ nicht angeboren, sondern gesellschaftlich und historisch geprägt. „Sex“ hat man von Geburt an, „Gender“ erwirbt man durch lebenslange Sozialisationsprozesse, gesellschaftliche Normen und Wertigkeiten und ‚tut‘ man, indem man diese soziokulturellen Einflüsse internalisiert und lebt. In diesem Sinne überformt und transformiert „Gender“ in jeweils kultur- und zeitspezifischem Sinne stets „Sex“. *Simone de Beauvoir* drückte in einer für die Genderforschung zum Kernsatz gewordenen Formulierung in ihrem Buch „Das andere Geschlecht“ schon 1949 aus, was damit gemeint ist: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es. Kein biologisches, psychisches, wirtschaftliches Schicksal bestimmt die Gestalt, die das weibliche Menschenwesen im Schoß der Gesellschaft annimmt. Die Gesamtheit der Zivilisation gestaltet dieses Zwischenprodukt zwischen dem Mann und dem Kastraten, das man als Weib bezeichnet.“ /5/

Welchen Blickwechsel die Einsichten der Geschlechterforschung etwa in den Naturwissenschaften leisten können, sei im Folgenden angedeutet: Gerade die Naturwissenschaften galten aufgrund ihrer erkenntnisgewinnenden Methoden aus empirischer Forschungspraxis und rationalen Verfahren lange Zeit als die objektivsten und wertneutralsten unter den Wissenschaften. Dies sicherte ihnen ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit, auch im Zusammenhang mit der populären Deutung von Welt. Erst in den 70er Jahren setzte unter dem Eindruck ökologischer Probleme und Umweltkrisen eine erste Kritik an den positivistisch-empiristischen Verfahrensweisen naturwissenschaftlicher Erkenntnisse ein, die in der Feststellung mündete, Naturwissenschaften betrieben nicht nur eine ‚fortschreitende Überwindung von Irrtümern‘, sondern selbst das empirische Beobachten und die davon ausgehenden logischen Ableitungen stellten ein von Vorannahmen mitbedingtes Verfahren dar. Aus dieser Selbstreflexion entstanden in den 80er Jahren erste Ansätze der Geschlechterforschung auch in den Naturwissenschaften, die sich gegen den Positivismus im eigenen Fach wandten. Zunächst gingen diese Forschungen von der eigenen Geschichte aus: Man widmete sich der Wiederentdeckung naturwissenschaftlicher Forscherinnen früherer Jahrhunderte und der Untersuchung der Gründe ihres Ausschlusses von der Wissenschaft bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Andererseits erforschte man die strukturellen Hindernisse, denen Naturwissenschaftlerinnen heute begegnen. Schließlich reflektierten die Genderforscherinnen vor dem Hintergrund des „Gender“-Konzeptes in einem zweiten Schritt die elementaren Grundlagen der Naturwissenschaften,

die zur Darstellung der Natur benutzten Begrifflichkeiten, Leitideen, kognitiven Konzepte und kulturellen Bilder. Festgestellt wurde, dass eindeutig ein Transfer der in der gesellschaftlichen Geschlechterordnung vorhandenen rassistischen, sexistischen und klassenspezifischen Vorstellungen in die vorherrschende wissenschaftliche Ausdeutung der Natur, besonders in die ‚Natur‘ der Frau, abgeleitet werden konnte. Für die Bereiche der Gehirn- und Intelligenzforschung, der Evolutionsforschung und Endokrinologie, der Primatenforschung, Genetik, Zellbiologie und Botanik etwa wurde eine auf einen historischen Kontext beziehbare, zum Teil bis Hippokrates oder Galen rückführbare ideologisch verzerrte Perspektive einer weiblichen Inferiorität bis in die aktuellen Forschungen nachgewiesen. Naturwissenschaftliche Objektivität und vor allem die

scheidung in den Naturwissenschaften ist daher eine „kognitive Wende“ innerhalb der bisherigen Selbstverständlichkeiten und Selbstdarstellungen. Bislang konnte sie sich, außer in Ansätzen in der Biologie, allerdings im universitären Kontext und im Gegensatz zur Geschlechterforschung in den Sozial- und Kulturwissenschaften noch kaum etablieren.

KONSTRUKTIVISMUS-DEBATTEN UND DIE PERFORMANZ DER KÖRPER

Die Voraussetzungen der Geschlechterforschung – einmal die zweigeschlechtliche Differenz in männlich und weiblich und zum anderen die Trennung in „Sex“ und „Gender“ – sind in den letzten Jahren durch neue theoretische Überlegungen in die Diskussion geraten. Gerade die Dichotomie von biologisch „Sex“ und soziokulturell „Gender“ ließ vor dem Hintergrund der Essentialismus-Diskussion den Eindruck entstehen, dass es eine unwandelbare biologische und vom Sozialen getrennte oder zumindest trennbare Geschlechtlichkeit gäbe. Die amerikanische Philosophin *Judith Butler* war es, die die analytische wie politische Brauchbarkeit der Unterscheidung in „Sex“ und „Gender“ nachdrücklich anzuzweifeln begann *16*. *Butler* behauptete, es existiere kein vorkulturelles natürliches Geschlecht, denn auch „Sex“, das biologische Geschlecht, sei kulturell und historisch geprägt, also nichts anderes als „Gender“ und damit ebenso Konstruktion wie „Gender“. Die von *Butler* vertretene konstruktivistische These auch für die biologisch-physiologische Geschlechterdifferenz geht davon aus, dass das Soziale selbst unter der Haut stecke, oder anders: Die biologisch-geschlechtliche Klassifizierung in männlich und weiblich gehe auf Konstruktionen der Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts zurück, welche als Körperwissen wirksam wurden und es bis heute sind. Was wir etwa über unseren Körper wissen, wie wir ihn sehen, wie wir den männlichen vom weiblichen Körper unterscheiden, wie wir vom Körper sprechen, sei konstruierte Realität, sei nichts als eine Übertragung populärer und wissenschaftlicher Menschen-, Körper- und Krankheitsbilder, die uns nur als unsere ureigene leibliche Erfahrung vorkomme. Auch biologische Zuschreibungen seien damit zeit- und kulturgebunden, ja als kulturelle Prägnanzen geradezu von „Gender“ produziert.

Butlers Zurückweisung der etablierten Unterscheidung von „biologischem“ und „sozialem“ Geschlecht, ihre strikte Infragestellung aller Vorstellungen von einer biologisch-anatomischen Geschlechtsnatur, ihr radikaler Zweifel an substanziell gedachter weiblicher und männlicher Geschlechtsidentität sowie ihre Vorstellung von Geschlecht als Performanz, haben die Ordnungsvorstellungen nicht nur der Geschlechterforschung, sondern auch des traditionellen Geschlechterdenkens ins Wanken gebracht. Die gegenwärtige Geschlechterforschung hat sich weitgehend der konstruktivistischen Position *Judith Butlers* angeschlossen; eine Unterscheidung in „Sex“ und „Gender“ wird

Lehre am Institut für Geschichte der Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften in Magdeburg

Prof. Dr. Eva Labouvie vertritt seit April 2002 den Lehrbereich „Geschichte der Neuzeit mit dem Schwerpunkt der Geschlechterforschung“ am Institut für Geschichte der Otto-von-Guericke-Universität. Die Themenvielfalt ihrer Lehrveranstaltungen lässt erahnen, wie vielseitig ihre Interessen im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung, aber auch der Kultur-, Sozial-, Religions-, Kriminalitäts-, Wahrnehmungs- und Körpergeschichte sowie der Geschichte der Weltdeutungen und Imaginationen sind. In ihrer bisherigen Lehrtätigkeit standen neben Lehrangeboten zur Geschichte des 16. bis 19. Jahrhunderts einerseits Veranstaltungen zu Theorien und Methoden der Geschlechterforschung, andererseits thematische Seminare zur Geschlechtergeschichte bis in die Gegenwart auf dem Programm. Mit Themen wie „Kindsmord gestern und heute“, Hexenglaube und Hexenverfolgungen in Europa, Frauenbildung und Frauenstudium, der geschlechtsspezifischen Analyse von Armut, Krankheit, Haushalt und Familie, Verbrechen und Strafen, der Untersuchung von Selbstzeugnissen von Frauen und Männern aus ihren ‚Lebenswelten‘ im 16. bis 19. Jahrhundert, des Zusammenlebens der Geschlechter in Spätaufklärung und Romantik oder in der anhaltischen Adelskultur bis hin zur internationalen Frauenrechts- und Frauenfriedensbewegung bis heute, schlägt die Wissenschaftlerin immer wieder eine Verbindung zwischen historischer Entwicklung und aktueller Problematik, eine Entschlüsselung des Vergangenen zum Verständnis des Gegenwärtigen.

Deutung der Natur entpuppten sich damit einmal als den populären Geschlechterbildern verhaftete Sichtweisen, zum andern als Repräsentationen längst vergangener patriarchalischer Weltbilder, etwa des analogischen Vergleichs zwischen androzentrischen Gesellschaftsmodellen und ebensolchen Naturordnungen. Mittlerweile verwirft die naturwissenschaftliche Geschlechterforschung – dies der dritte Schritt ihrer Entwicklung – die Möglichkeit einer wertfreien Erkenntnis als Illusion, was zu grundlegend neuartigen Forschungsmethoden und einer Neudefinition des Naturbegriffes bis hin zu Überlegungen zu einer feministischen Naturwissenschaft anregte. Aus ihrer Sicht stellt der Forschungsprozess damit keineswegs die objektive Entdeckung der Natur „wie sie ist“ dar; vielmehr sind naturwissenschaftliche Vorstellungen, Beobachtungen und Auslegungen auch Produkte eines gesellschaftlich und historisch beeinflussten Konstruktionsprozesses, der immer auch von Geschlechterideologien geprägt ist. Ziel der Geschlechterfor-

zumeist nur noch auf der theoretischen Ebene getroffen. Insgesamt ist die Geschlechterforschung dazu übergegangen, unter der Kategorie „Gender“ sowohl die physisch-biologischen als auch die kulturell-historisch bedingten Geschlechterdifferenzen bzw. -identitäten zu fassen, weil beide Bereiche als soziokulturelle und damit wandelbare Konstrukte angesehen werden und sich in der Lebensrealität vielfältig mischen. Das Subjekt wird als eine biokulturelle Einheit gedacht, wobei der Körper als eine Schnittstelle zwischen dem Biologischen und dem Sozialen erscheint.

Nicht allein die Sex-Gender-Kategorisierung wird heute in Frage gestellt, sondern auch die binäre Struktur unseres Geschlechtermodells der Zweigeschlechtlichkeit. Die Thesen *Butlers* von der Performanz der Körper haben der internationalen Geschlechterforschung verdeutlicht, dass jeder Versuch, Frau und Mann in ihrer biologischen Geschlechtsidentität zu definieren, gegenüber einer tatsächlich existierenden Variabilität freier Kombinationen und Umdeutbarkeiten unzulässig wäre. Transsexualität wird innerhalb der Diskussionen der Geschlechterforschung – und hier besonders in den interdisziplinären Forschungen der „Queer Theory“ – heute als Beleg dafür angesehen, dass Geschlechtlichkeit transportierbar, in anderen Kulturen umkehrbar ist und die Grenzen der Geschlechter durchlässig und überschreitbar sind. Sie zeigt zugleich auf, wie das Geschlecht, dem der/die Transsexuelle angehören will, mit verschiedensten Mitteln, selbst mit den Elementen der sozialen Geschlechterkonzepte der Heterosexualität, konstruiert wird.

Letztlich geht es bei der kritischen Beleuchtung sowohl des Sex-Gender-Konzeptes wie der Differenz der Geschlechtlichkeit um die Dekonstruktion von binären Oppositionen. Wenn „Geschlecht“ in seinen beiden Komponenten als soziales Konstrukt analysiert werden soll, müssen aber zusätzlich auch die Bedeutungen, die man mit Natur, Biologie, Körper, Geist, männlich und weiblich verbindet, dekonstruiert werden. Wird „Gender“ als eine der grundlegenden sozialen Deutungs-, Bedeutungs- und Lebenskategorien aller Gesellschaften begriffen, so schließt dies ein, dass die soziale Konstruktion des Geschlechts auch individuelle Spuren hinterlässt. Das Selbstverständnis, die Selbst- und Körperwahrnehmung, die Gefühle und Wünsche des Einzelnen sind und werden daher immer wieder neu „gegendert“. Die soziale Konstruktion von Geschlecht kann dann als gelungen bezeichnet werden, wenn die Konstruktion als Konstruktion unsichtbar geworden ist, wenn natürlich erscheint, was Ergebnis eines kulturellen Prozesses ist. Eben dieses wirkungsmächtige Unsichtbare in seinen gesellschaftlichen, sozialen, wirtschaftlichen, politischen und auch wissenschaftlichen Kontexten und Konsequenzen aufzuspüren, zu analysieren und kritisch zu hinterfragen, ist eine der Aufgaben von Geschlechterforschung.

FRAUENFORSCHUNG – MÄNNERFORSCHUNG – GESCHLECHTERFORSCHUNG

Wird Geschlechterforschung als Erforschung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern sowie als analytische Kategorie zum kritischen Hinterfragen des Entstehens und der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung verstanden, so bedarf sie auch einer spezifischen Männerforschung im Sinne des „Gender“-Konzeptes. Gemeint ist hier nicht jene Form der männerperspektivischen traditionellen Betrachtung, in der Männer zwar als Repräsentanten von Menschheit, Staat und Gesellschaft immer vorhanden sind, letztlich jedoch außerhalb des Geschlechterverhältnisses verortet werden. So geht es etwa in der Militär-, Kriegs- oder Diplomatiegeschichte ausschließlich um Männer, doch wurden in diesen Themenbereichen bislang von der konventionellen Geschichtswissenschaft kaum geschlechtsspezifische Fragen etwa zum Zusammenhang von Männlichkeitsvorstellungen oder Männerritualen und Militarismus gestellt. Forscherinnen der Männergeschichte befassen sich seit einigen Jahren mit Vorstellungen von Männlichkeit und ihrem Wandel, männlichen Erfahrungen, den Männerrollen des Vaters, Ehemanns oder Firmenchefs, mit männlicher Mode, den Wirkungen der Industrialisierung und Erwerbsarbeit auf Männlichkeitskonstruktionen, mit Männerbünden, männlicher Ehre oder dem geschlechterbezogenen Denken berühmter Männer bzw. Wissenschaftler. Während zur Vervollständigung der theoretischen und methodischen Ansätze der Geschlechterforschung und zur Erweiterung ihrer Erkenntnisse seit der Mitte der 80er Jahre in Amerika und ganz Europa erste Forschungen zu Männlichkeit und zum Zusammenleben zwischen Frauen und Männern entstanden, etablierte sich wenig später in den angelsächsischen Sozialwissenschaften eine eigene Forschungsrichtung: die vornehmlich von männlichen Wissenschaftlern vertretenen „Men's Studies“. Diese erstmalige wissenschaftliche Beschäftigung von Männern mit Männern nach dem Gender-Konzept griff auf, was die Geschlechterforschung für die Frauen bereits erarbeitet hatte, dass nämlich Geschlecht keine naturgegebene, sondern eine soziale, kulturelle und historisch wandelbare Größe sei. Die angloamerikanische Männerforschung akzentuiert mittlerweile einerseits die Fragilität von Männlichkeit in der Selbstwahrnehmung, andererseits die Vielfalt und synchrone Konkurrenz verschiedener Männerbilder in unterschiedlichen Gesellschaften. Eine wichtige Aufgabe der Männerforschung als Geschlechterforschung besteht darin aufzuzeigen, in welcher Weise die Dominanz des Männlichen über das Weibliche auch eine Dominanz von Männern über Männer ermöglicht und wie beide verwoben sind. Sie kann ebenso wie die Frauenforschung als Geschlechterforschung dazu beitragen, die normative Konstruktion des Männlichen als Maßstab für das Menschliche, Gesellschaftliche, Politische, biologisch ‚Normale‘ aufzulösen und die daraus resultierenden Einseitigkeiten und Verabsolutierungen unseres Wissens aufzulösen.

Literaturhinweise

- /1/ *Lorber, Judith* (2003): *Geschlechter-Paradoxien*. – 2. Aufl. Opladen: Leske + Budrich. 493 S.
- /2/ *Hausen, Karin* (1976): Die Polarisierung der ‚Geschlechtercharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, 363-393. – Stuttgart: Klett
- /3/ *Oakley, Anne* (1972): *Sex, Gender and Society* – New York
- /4/ wie Literaturhinweis /1/
- /5/ *de Beauvoir, Simone* (1968): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, S. 265. – Reinbeck: Rowohlt-TB-Verlag.
- /6/ *Butler, Judith* (2003): *Das Unbehagen der Geschlechter*. – 2. Aufl. Frankfurt: Suhrkamp. 237 S.

Weiterführende Literatur

- Althoff, Martina/Bereswill, Mechthild/Riegraf, Birgit* (Hg.) (2001): *Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen*. – Opladen: Leske + Budrich. 255 S.
- Becker, Ruth/Kortendiek, Beate* (Hg.) (2004): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. – Opladen: Leske + Budrich. 600 S.
- Böhmisch, Lothar* (2003): *Die Entgrenzung der Männlichkeit. Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang*. – Opladen: Leske + Budrich. 255 S.
- Braun, Christina von* (Hg.) (2000): *Gender – Studien. Eine Einführung*. – Stuttgart/Weimar: Metzler. 395 S.
- Faulstich-Wieland, Hammele* (2003): *Einführung in Genderstudien*. – Göttingen: UTB. 233 S.
- Frey, Regina (2003): *Gender im Mainstreaming. Geschlechtertheorie und -praxis im internationalen Diskurs*. – Berlin: Helmer Verl. 218 S.
- Goffman, Erving* (2001): *Interaktion und Geschlecht*. – Frankfurt/New York: Campus. 194 S.
- Hausen, Karin/Nowotny, Helga* (Hg.) (1986): *Wie männlich ist die Wissenschaft?* – Frankfurt: Suhrkamp. 304 S.
- Heintz, Bettina* (Hg.) (2002): *Geschlechtersoziologie*. – Berlin: Westdeutscher Verl. 515 S.
- Honegger, Claudia/Arni, Caroline* (Hg.) (2001): *„Gender“ – Die Tücken einer Kategorie*. – Zürich: Chronos. 148 S.
- Janshen, Doris* (Hg.) (2000): *Blichwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung*. – Frankfurt/New York: Campus. 213 S.
- Kraß, Andreas* (Hg.) (2003): *Queer Denken. Queer Studies*. – Frankfurt: Suhrkamp. 250 S.
- Kroll, Renate* (Hg.) (2002): *Metzler Lexikon Gender Studies – Geschlechterforschung*. – Stuttgart/Weimar: Metzler. 450 S.
- Labouvie, Eva* (2004): *Was ist Geschlechterforschung?*, in: *Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung*, Bd. 19. – Mainz: Verlag der Humboldt-Gesellschaft.
- Müller, Marion* (2003): *Geschlecht und Ethnie. Historischer Bedeutungswandel, interaktive Konstruktion und Interferenz*. – Berlin: Westdeutscher Verl. 192 S.
- Nickel, Hildegard M.* (2004): *Soziologie der Geschlechterverhältnisse*. – Göttingen: UTB. 200 S.
- Pasero, Ursula* (2002): *Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Natur und Technik*. – Berlin: Westdeutscher Verl. 333 S.
- Pasero, Ursula/Weinbach, Christine* (2003): *Frauen, Männer, Gender Trouble*. – Frankfurt: Suhrkamp. 300 S.
- Weseley, Sabine* (2000): *Gender Studies in den Sozial- und Kulturwissenschaften*. – Bielefeld: Kleine Verl. 435 S.
- Wiesner, Heike* (2002): *Die Inszenierung der Geschlechter in den Naturwissenschaften*. – Frankfurt/New York: Campus. 337 S.

**Prof. Dr. Eva Labouvie**

studierte an der Universität des Saarlandes Geschichte, Germanistik und Mathematik. Als Stipendiatin der Studienstiftung des Deutschen Volkes promovierte sie 1989 in Saarbrücken zum Dr. phil. mit zwei Schriften zu Hexenglauben und Volksmagie. 1995 wurde sie für ihre Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Historischen Anthropologie mit dem Heinz-Maier-Leibnitz-Förderpreis des

Bundesministers für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie ausgezeichnet. Ihre Habilitation an der Universität des Saarlandes in Neuerer Geschichte erfolgte 1997 mit zwei Arbeiten zur Kulturgeschichte der Geburt und zur Professionalisierung der Geburtshilfe. Nach Vertretungsprofessuren in Basel und Magdeburg übernahm sie ab April 2002 eine Professur für Geschichte der Neuzeit und Geschlechterforschung an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Arbeiten zur Kultur-, Sozial- und Geschlechtergeschichte, zur Geschichte der Weltdeutungen und Imaginationen zur Umwelt- und Wissenschaftsgeschichte bilden den Schwerpunkt ihrer Forschungen. Sie ist u. a. Regional Koordinatorin des „Arbeitskreises für Historische Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland“ für die neuen Bundesländer und deutsche Vertreterin der „International Federation for Research in Women’s History“.